

Kann die Psychoanalyse noch etwas zur Sexualwissenschaft beitragen?

Ilka Quindeau

In einem kurzen historischen Rückblick wird das ambivalente Verhältnis von Psychoanalyse und Sexualwissenschaft skizziert. Daran schließt sich die Darstellung einer der elaboriertesten psychoanalytischen Theorien des 20. Jahrhunderts an: die allgemeine Verführungstheorie von Jean Laplanche, mit der er an den Widersprüchen und Ungereimtheiten des Freud'schen Werkes ansetzte und der Psychoanalyse neue (erkenntnis-)theoretische Grundlagen schuf. Die Verführungstheorie stellt die zentrale Weiterentwicklung der Freud'schen Triebtheorie dar und siedelt die Konstitution des Begehrens in einer sozialen Beziehung an. Aufbauend auf dem Freud'schen Konzept der Bisexualität wird der Ansatz von Judith Kestenberg vorgestellt, die für beide Geschlechter die Notwendigkeit einer Integration des inneren und äußeren Genitals postuliert. Eine originelle Weiterentwicklung im 21. Jahrhundert bietet das Konzept des männlichen Vaginalen von Griffin Hansbury.

Psychoanalyse und Sexualwissenschaft – »Mesalliance« oder fruchtbare Verbindung?

Sowohl Psychoanalyse als auch Sexualwissenschaft sind Kinder des 20. Jahrhunderts – wie auch der Film. Eine Reihe von Analytiker_innen der zweiten Generation waren Sexualwissenschaftler_innen, es bestand in personeller und theoretischer Hinsicht eine enge Verbindung von Psychoanalyse und Sexualwissenschaft. So wurde die bahnbrechende These einer infantilen Sexualität von Moll und Freud fast zeitgleich formuliert (Sigusch, 2008). Provokant reklamierte Freud die »Entdeckung« der infantilen Sexualität für sich, obschon das kindliche Sexualleben auch von prominenten Sexualforschern seiner Zeit wie Albert Moll und Havelock Ellis für selbstverständlich gehalten wurde:

»Auf sexualwissenschaftlichem Gebiet hat Moll zu verschiedenen Fragen als erster wegweisende Studien vorgelegt, die nachweislich Pioniere wie Freud stark beeinflusst haben. Zu nennen sind seine Arbeiten zur »conträren Se-

xualempfindung< bzw. Homosexualität, zur Libido sexualis bzw. zum Geschlechtstrieb und zum Sexualeben des Kindes. Moll hat vor Freud nicht nur eine dynamische (Partial-)Triebtheorie aufgestellt und neben dem >perversen< als einer der ersten das >normale< Sexualeben analysiert, sondern insbesondere, theoretisch wie empirisch, auch die infantile Sexualität« (Sigusch, 2008, S. 57f.).

Magnus Hirschfelds Konzeptualisierung sexueller und geschlechtlicher Zwischenstufen geht in eine ähnliche Richtung wie Freuds Konzept einer konstitutionellen Bisexualität (Freud, 1905). Durch den Nationalsozialismus und die Vertreibung und Verfolgung der jüdischen Analytiker_innen und Sexualwissenschaftler_innen wurde diese vielversprechende Entwicklung unterbrochen. Nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte in den USA die Ich- und Selbstpsychologie, und das Sexuelle verlor an Bedeutung.

Für die Generation der 68er in der Bundesrepublik – im Unterschied zu den USA (Herzog, 2011, 2017) – galt die Psychoanalyse als Inbegriff für kritisches Denken. In dieser Tradition gingen Kritische Theorie und Psychoanalyse im Institut für Sexualwissenschaft in Frankfurt eine äußerst fruchtbare Verbindung ein. Davon zeugen Volkmars Siguschs Konzeptualisierung der Sexualwissenschaft als psychoanalytisch inspirierter kritischer Wissenschaft – etwa in *Neosexualitäten: Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion* (2005) oder *Sexualitäten – eine kritische Theorie in 99 Fragmenten* (2013) – und die Herausgabe des Standardwerkes *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (2007), das die Grundlagen und die Praxis einer psychoanalytisch orientierten Sexualtherapie beschreibt. Auch das Werk von Martin Dannecker, der sich im Wesentlichen mit männlicher Homosexualität befasste, und seine Zusammenarbeit mit Reimut Reiche (Dannecker & Reiche, 1974), der als Analytiker zentrale Beiträge zum Verständnis des Sexuellen lieferte (Reiche, 1990, 2004), belegen die konstruktive Verbindung von Sexualwissenschaft und Psychoanalyse. Schließlich sind auch die Arbeiten von Sophinette Becker (Becker et al., 2009; Becker, 2013) in diesem Zusammenhang zu würdigen, die sich in kritischer Weise mit dem kulturellen Wandel der Sexualität, der Geschlechtsidentität sowie Perversionen beschäftigte. Diese Hochzeit kritischer Sexualforschung ging schließlich mit der Auflösung des Instituts für Sexualwissenschaft zu Ende.

Indes war das Frankfurter Institut freilich eine Ausnahme; allgemein lässt sich sagen, dass sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Sexuelle aus der Psychoanalyse verflüchtigte – wie Paul Parin (1986) dies so treffend formulierte – und sowohl in der Theorie als auch in der Behandlungspraxis die Heteronormativität an Bedeutung zunahm. Weder die Triebtheorie noch das bahnbrechende Konzept der konstitutionellen Bisexualität fanden Aufnahme in den psychoanalytischen Mainstream. Eine bedeutende Ausnahme von dieser Entwicklung ist in den Schriften Jean Laplanches zu sehen. Im Bemühen, der Psychoanalyse neue Grundlagen zu verschaffen (Laplanche, 1987, 2011), formulierte er seine allgemeine Verführungstheorie. Diese stellt die bedeutsamste Weiterentwicklung der Freud'schen Triebtheorie dar. Im Bereich der Weiterentwicklung des Konzepts der Bisexualität sind die Arbeiten von Judith Kestenberg (1993, 1994) und Griffin Hansbury (2019) von zentraler Bedeutung.

Die allgemeine Verführungstheorie von Jean Laplanche

Die allgemeine Verführungstheorie gibt Auskunft über die Entstehung der Sexualität. Laplanche (1988) beschreibt die Verführungssituation nicht als kontingente Missbrauchserfahrung wie Freud in seiner Verführungstheorie, sondern als regelhafte, universelle Struktur der Beziehung von Kind und Erwachsenen. Wenn ich mit Laplanche die Verführungstheorie als Strukturmodell interpretiere, bedeutet dies, in der Verführungssituation keinen gewaltsamen sexuellen Übergriff, sondern eine allgemeine sozialisatorische Situation zu erkennen. Verführung bildet das Grundmuster für die frühe Beziehung eines Kindes zu einem oder einer Erwachsenen, aus der sich die psychische Struktur des Kindes im Allgemeinen und das sexuelle Begehren im Besonderen entwickeln. Den Ursprung menschlicher Sexualität sehe ich demnach im Wesentlichen in einer sozialen Situation. Mit dieser These sind biologische Annahmen durchaus kompatibel, wonach die genetische Ausstattung des Menschen auch Organe zur Fortpflanzung vorsieht. Doch erklären solche Theorien, die Sexualität als im Wesentlichen anlagebedingt begreifen, nicht das entscheidende Kennzeichen menschlicher Sexualität: die Unabhängigkeit sexueller Erregung von sinnlicher Wahrnehmung. Das verweist auf die Bedeutung bewusster und unbewusster sexueller Fantasien, die ich nicht als genetisch bedingt konzipiere, sondern als Resultat von Introjektions- und Identifizierungsprozessen in sozialen Interaktionen.

Der Begriff Verführung bringt neben dem Primat des Anderen in der Entwicklung des Subjekts auch den grundlegend sexuellen Charakter dieser Beziehung zur Geltung, die von unbewussten sexuellen Botschaften der Erwachsenen an das Kind geprägt ist.

Laplanche (1988) unterscheidet in systematischer Absicht verschiedene Ebenen von Verführungsszenen: die Urverführung, die frühzeitige Verführung und die pädophile Verführung. Die wichtigste in seiner Theorie ist die Urverführung; mit den beiden anderen Formen beschäftigt sich Laplanche kaum. Während Letztere sich auf kontingente, mehr oder weniger gewaltsame sexuelle Erlebnisse eines Kindes mit einem Erwachsenen bezieht, erhält die frühzeitige Verführung allgemeineren Stellenwert, weil sie mit den üblichen, unvermeidlichen Pflegehandlungen an einem Säugling einhergeht. Mit dem Begriff Urverführung wird dagegen kein Verhalten, sondern die universelle Struktur der Beziehung eines Kindes zu einem Erwachsenen beschrieben. Diese Beziehung ist durch eine grundlegende Asymmetrie gekennzeichnet: Hier begegnen sich ein Kind, dessen psychische Struktur sich gerade erst entwickelt, und ein erwachsener Mensch mit einer bereits ausgebildeten psychischen Struktur. Laplanche legt den Fokus seiner Theorie nun auf diese fundamentale und folgenreiche Differenz von Kind und Erwachsenen und fragt nach den Konsequenzen, die sich daraus für die menschliche Entwicklung ergeben. Diese Sichtweise ist zunächst irritierend, weil sie die Richtung des gewohnten Blicks auf die Eltern-Kind-Beziehung umkehrt. So wird zum einen die kindliche Entwicklung üblicherweise aus der Perspektive des Kindes als Subjekt dieser Entwicklung betrachtet; das Paradigma der modernen Entwicklungspsychologie kann man in Anlehnung an führende Fachvertreter_innen pointiert zusammenfassen: »[d]er Mensch als Gestalter seiner eigenen Entwicklung« (Oerter & Montada, 1982). Zum anderen wird die Eltern-Kind-Beziehung im Wesentlichen als Interaktion konzipiert, als Beziehung von im Prinzip gleichen Partnern, die sich gegenseitig beeinflussen. Betont wird mit dieser Perspektive folglich die Gleichheit und nicht die Differenz wie bei Laplanche. Dieser Paradigmenwechsel in der Betrachtung des Kindes trat in der Entwicklungspsychologie vor rund 40 Jahren ein und prägt inzwischen auch das Alltagsverständnis:

»Während lange Zeit sozusagen selbstverständlich das Verhalten der Eltern als Bedingung, das Verhalten der Kinder als Folge interpretiert wurde, trifft man in jüngerer Zeit häufiger auch die umgekehrte Betrachtungsweise (das

Kind als Verursacher des Elternverhaltens) oder auch die Analyse der Interaktion eines Eltern-Kind-Systems« (Oerter & Montada, 1982, S. 22).

Dieser Linie folgt die Entwicklungspsychologie bis heute (vgl. Oerter & Montada, 1995), insbesondere auch die Säuglingsforschung mit Konzepten wie dem »kompetenten Säugling« (Dornes, 1993; Stern, 1985, 2005 u. a.). Während Säuglinge noch vor einigen Jahrzehnten als mehr oder weniger passive Wesen betrachtet wurden, die in den ersten Monaten kaum etwas anderes tun als schlafen und Nahrung aufnehmen und dementsprechend auch außer emotionaler Zuwendung nur wenig brauchen, was über die elementaren Pflegehandlungen hinausgeht, gelten Kinder heute vom ersten Lebensmoment an als aktiv, neugierig, kommunikativ und kompetent; sie wollen die Welt erkunden und veranlassen die Erwachsenen, sich gemäß ihren Wünschen und Bedürfnissen zu verhalten. Wenngleich sich all diese Verhaltensweisen zweifellos bei Säuglingen beobachten lassen, liest sich diese Aufzählung mit wenigen Änderungen doch fast wie eine Stellenbeschreibung für Führungskräfte. Die Ideale der modernen Gesellschaft gehen projektiv in die Bilder einer frühen Kindheit ein. Selbstbestimmung und Autonomie sind derzeit offenbar konstitutiv für das menschliche Selbstverständnis und prägen somit zumindest tendenziell auch die Vorstellungen vom Säugling.

Dieser Sichtweise setzt Laplanche einen differenztheoretischen Ansatz entgegen und hebt die Asymmetrie in der Beziehung von Kind und Erwachsenen hervor; er fokussiert die Struktur der Beziehung und nicht das interaktive, wechselseitige Verhalten der Beteiligten. Damit vertritt er eine andere Position als die heute in der Entwicklungspsychologie übliche und betrachtet das Kind nicht als »Gestalter seiner Entwicklung« im geläufigen Sinne des modernen autonomen Subjekts, sondern vielmehr als strukturell dem Anderen unterworfen (als Subjekt im wörtlichen Sinne von »sub-iectum«). Die menschliche Entwicklung wird damit nicht vom Ich aus, sondern vom Anderen, Fremden, Unverfügbaren her konzipiert. Diese Blickrichtung – das Primat des Anderen – entspricht dem zentralen Anliegen der Psychoanalyse, die das Handeln und Erleben im Wesentlichen als vom Unbewussten, also dem Ich nicht Zugänglichen, Unverfügbaren, bestimmt sieht.

Die Urverführung stellt für Laplanche eine anthropologische Grundsituation dar; das Kind ist seit dem Augenblick der Geburt mit der Welt der Erwachsenen konfrontiert:

»Aber diese Erwachsenenwelt ist keine objektive Welt, die das Kind zu entdecken und zu erfahren hätte, so wie es lernt zu laufen oder die Dinge zu handhaben. Die Welt ist durch (linguistische oder bloß semiologische, d.h. prä- oder paralinguistische) Botschaften gekennzeichnet, die das Kind in Anspruch nehmen, bevor es diese noch versteht und welchen es Sinn verleihen und auf welche es Antworten geben muß« (Laplanche, 1988, S. 221f.).

Die Begegnung des Säuglings mit der Erwachsenenwelt besteht insbesondere in der Konfrontation mit »rätselhaften Botschaften«. »Rätselhaft« sind diese Botschaften für ihn zum einen, weil er sie aufgrund seiner noch wenig ausgebildeten somatischen, kognitiven und affektiven Reaktionsmöglichkeiten nur sehr unzureichend verarbeiten kann; zum andern sind sie aber auch dem Erwachsenen nicht vollständig verfügbar, weil sie nicht nur aus bewussten Anteilen bestehen, sondern auch von unbewussten Strebungen durchsetzt sind. Die Botschaften werden daher zu einem für beide Teile rätselhaften Signifikanten, der das Kind zu Übersetzungsversuchen nötigt. Denn von diesen Botschaften geht ein Anspruch aus, auf den das Kind nicht nicht-antworten kann. Das Konzept Anspruch und Antwort, wie es sich etwa in der phänomenologischen Philosophie von Bernhard Waldenfels (1997 u. a.) findet, halte ich im Übrigen auch für adäquater, um die Verführungsszene zu beschreiben, als den Begriff Botschaft, dem eher die Vorstellung anhaftet, dass es etwas zu Vermittelndes gäbe, etwas, was genau identifiziert und benannt werden könnte. Vielmehr handelt es sich bei dem Konzept »rätselhafte Botschaft« um etwas, was auch für den, von dem sie ausgeht, nicht durchsichtig ist. Der Terminus Anspruch enthält auch den im Verführungszusammenhang passenden Doppelsinn von Anrede und Präntion, die jemand erhebt: Wenn ich einen anderen anspreche, stelle ich unvermeidlich auch Ansprüche, auf die der andere reagieren muss (vgl. Waldenfels, 1997).

Über die »rätselhaften Botschaften« mit ihrem unzweifelhaft sexuellen Charakter wird das Kind mit dem Begehren eines Erwachsenen konfrontiert, mit unbewussten sexuellen Fantasien, die unvermeidlich durch diese intime Beziehung mobilisiert werden. Dieser letzte Punkt ist noch einmal zu betonen: In der Beziehung zum Kind werden unbewusste Fantasien angesprochen, die den Eltern selbst nicht zugänglich sind und als rätselhafte Botschaft fungieren; keinesfalls geht es bei diesen Überlegungen in konkretistischer Weise um sexuelle Handlungen. Das unbewusste Begehren der Erwachsenen wird in der Beziehung zum Kind zu einem An-

spruch, zu einem »Fremdkörper«, der das Kind zu einer Antwort nötigt. Über Introjektions- und Identifizierungsprozesse werden die unbewussten sexuellen Fantasien der Erwachsenen vom Kind verarbeitet und körperlich eingeschrieben. Die Auseinandersetzung mit diesen rätselhaften Botschaften geschieht nicht in der frühen Kindheit ein für alle Mal, sondern setzt lebenslang produktive psychische Prozesse in Gang wie den Aufbau und die Differenzierung der Begehrensstruktur.

Zusammenfassend lässt sich formulieren: Das Begehren des Erwachsenen richtet sich als Anspruch auf den Säugling. Auf diesen Anspruch antwortet das Kind mit der Entstehung seines eigenen, infantil-sexuellen Begehrens. Der Konstitutionsprozess der Sexualität und darüber hinaus der gesamten psychischen Struktur könnte in Abwandlung der berühmten kartesischen Wendung »cogito ergo sum« pointiert formuliert werden mit: »desideratus/a ergo sum« – »weil ich begehrt werde, bin ich«.

Diese Formulierung trägt der grundlegenden Heteronomie menschlicher Existenz Rechnung, die Passivform »desideratus« verweist auf die dem Einzelnen vorgängigen Strukturen, denen das Subjekt unterworfen ist, und zugleich auf die Angewiesenheit auf den Anderen im Prozess seiner Entwicklung. Das sexuelle Begehren ist somit weder ein endogener Prozess, also etwas, was genetisch bereits im Menschen angelegt ist, noch ist der Einzelne Subjekt oder Schöpfer seines Begehrens. Vielmehr verstehe ich jegliches Begehren als Antwort auf das Begehrtwerden. Formuliert man die Entstehung des Begehrens unter dem Primat des Anderen, trifft man damit nicht nur eine Aussage hinsichtlich der frühkindlichen Situation. So antwortet jegliches Begehren – auch im Erwachsenenalter – auf diese frühkindlich internalisierten Szenen des Begehrtwerdens durch Mutter, Vater oder eine sonstige Bezugsperson. Das Begehren des Anderen konstituiert die psychische Struktur und das Begehren des Subjekts.

Diese psychoanalytische Theorie erklärt sowohl die Beständigkeit des Begehrens als auch seine prinzipielle Veränderbarkeit. Demnach wird etwa die sexuelle Orientierung nicht als angeboren betrachtet, aber ebenso wenig als frei wählbar. Empirische Beobachtungen belegen bei manchen Personen einen Wandel der sexuellen Orientierung im Verlauf des Lebens. Dies muss nun nicht damit erklärt werden, dass die betreffenden Personen ihr »eigentliches« Begehren nicht gelebt hätten. Denn die rätselhaften Botschaften der frühen Bezugspersonen werden nicht ein für alle Mal in der Kindheit übersetzt, sondern lebenslang und können zu verschiedenen Zeitpunkten des Lebens eine andere Übersetzung finden. Die psychische

Arbeit jedoch, die diesen Übersetzungen zugrunde liegt, geschieht unbewusst und lässt sich nicht intentional beeinflussen, was im Übrigen auch ein zentrales Argument gegen jegliche Form von »Konversionstherapie« ist.

Weiterentwicklungen des Konzepts der Bisexualität

Die Unterscheidung zwischen einer äußeren und einer inneren Genitalität bildet den wichtigsten Aspekt im Ansatz von Judith Kestenberg (1993, 1994). Sie eröffnet einen genauen Blick auf die anatomischen Strukturen und physiologischen Prozesse, die der Psychosexualität nicht nur als unabhängige Basis zugrunde liegen, sondern diese auch wesentlich formen, aber auch – aus der Sicht der allgemeinen Verführungstheorie – umgekehrt selbst von Beziehungserfahrungen und Fantasien geformt werden.

Judith Kestenbergs Perspektive zielt ebenso auf Männlichkeit wie auf Weiblichkeit, für beide Geschlechter postuliert sie die Notwendigkeit einer Integration des inneren und äußeren Genitals. Während dies für die Entwicklung der Frau selbstverständlich erscheint, ist es beim Mann deutlich erklärungsbedürftiger. Nach Erik H. Erikson (1964) beruht die Identität der Frau auf ihrem innergenitalen Kern, dem produktiven, inneren Raum, der – kulturübergreifend – zugleich das kollektive Überleben und die individuelle Erfüllung sichere. Kestenberg greift diese Überlegung auf und sieht im inneren Genital den Kern des weiblichen Körper-Ichs (ebd., S. 178). Sie knüpft an Karen Horney's Überlegungen zur »Flucht aus der Weiblichkeit« (Horney, 1926) an und führt die Ablehnung der Weiblichkeit, die beiden Geschlechtern gemeinsam sei, auf Angst vor innergenitalen Empfindungen zurück. Als solche gelten viszerale Empfindungen aus dem Körperinneren, die zu überwältigender, überflutender Erregung führen können und daher meist externalisiert werden.

Der jahrzehntelangen Kontroverse um das Primat von Vagina und Klitoris hält Kestenberg entgegen, dass es bei der weiblichen Sexualität auf eine »spezifisch weibliche Integration ankommt und es nicht um einfache quantitative Variationen in der Bedeutung des einen oder anderen Organs geht« (ebd., S. 154). Integriert werden Eigenschaften von Mund, Anus, Urethra, Penis und Phallus in eine Repräsentanz, mit der die Vagina phan-

tasmatisch ausgestattet wird. Klitoris und Vagina werden zu einer übergreifenden Erfahrung integriert, wobei die Vagina nicht auf dieselbe Weise Dominanz erlange wie Klitoris und Penis. Begründet wird dies mit ihrer somatischen Ausstattung: Sie enthält weit weniger sensible Nervenendigungen als die beiden anderen Organe.

Die weibliche Entwicklung sei durch fortwährende Phasen von Sexualisierung und Desexualisierung der Vagina, von Besetzungsverschiebungen vom Inneren nach Außen und umgekehrt gekennzeichnet. All dies bildet eine Gesamtrepräsentanz des Genitals, in der die einzelnen Teile in Übereinstimmung miteinander funktionieren, wenn sie auch auf unterschiedliche Weise an der sexuellen Erregung und der Reproduktion beteiligt sind. Als »mittleres« Organ zwischen den proximalen Eierstöcken und Eileitern und der distalen Klitoris hat die Vagina die Doppelfunktion von Desexualisierung, wenn sie der Ausstoßung, und Sexualisierung, wenn sie der Aufnahme diene. Sie ist damit auf einzigartige Weise zugleich auf Externalisierung als auch auf Internalisierung, auf Erregung und auf Reproduktion eingestellt.

Den Vorgang der Externalisierung beobachten wir nun nicht nur in der weiblichen, sondern ebenso in der Entwicklung männlicher Sexualität. Nach Kestenberg (1993, 1994) neigen Männer dazu, das (eigene) Körperinnere als Form der Angstabwehr mit Weiblichkeit gleichzusetzen; deshalb projizieren sie angsterzeugende Repräsentationen ihres eigenen Körperinneren nach außen. Dementsprechend nehmen sie eigene innere Empfindungen im Genitalbereich nur selten wahr, was sich klinisch etwa daran zeigt, dass Männer – außer im Krankheitsfall – kaum über ihre Hoden oder ihre Prostata sprechen. Diese Ängste und Fantasien sowie die verbreiteten falschen Vorstellungen über die innergenitale Struktur des Mannes führen Kestenberg zu der Einschätzung, dass schon im frühen Kindesalter diffuse, unbestimmbare Empfindungen beim Jungen nicht nur von den Hoden, sondern auch vom Beckenbereich ausgehen. Diese werden jedoch selten als solche wahrgenommen, sondern zumeist externalisiert. Auch wenn die libidinöse Besetzung des Penis vom Erfolg dieser Externalisierung abhängt, ist es entscheidend für die männliche Entwicklung, die Projektion des »Inneren« auf die Frau wieder zurückzunehmen und in das eigene Körperbild zu integrieren. Nur so gelingt ein Zugang zu den eigenen inneren Empfindungen, Spannungen und den dazugehörigen Fantasien. Als Organ zur Übermittlung und Umformung spielt der Penis eine zentrale Rolle im Prozess der Internalisierung. Dies wird von Kestenberg

nicht näher beschrieben und stellt nach wie vor ein wichtiges Desiderat für weitere Forschungen dar.

Auch Mary Jane Sherfey (1974) kritisiert die unvollständigen Vorstellungen vom männlichen Genital: »Fast jeder stellt sich den Penis als einen frei vor dem Skrotum hängenden Schaft vor, aber das ist nur seine Hälfte. In der anderen befindet sich seine innere Anatomie, die ganz auf seine Funktion beim Sexualakt ausgerichtet ist« (ebd., S. 233). Mit ihren anatomischen Überlegungen macht Sherfey auf den wichtigen Aspekt aufmerksam, dass der männliche Unterleib, der untere Bauchraum, der Bereich des Beckens – im Unterschied zu dem der Frau – sowohl im Alltags- als auch im traditionellen wissenschaftlichen Verständnis weit weniger sexuelle Bedeutung zu haben scheint. Der Penis wird vielmehr zumeist als äußeres Organ begriffen, aber dessen Einbettung im Bauchraum und seine Verbindung zu anderen Strukturen werden kaum wahrgenommen.

Klinische Beobachtungen machen eine komplexe Abwehrorganisation sichtbar, mit der die innergenitalen Empfindungen des Mannes vom Bewusstsein ferngehalten werden. Kestenberg (1994, S. 45f.) nennt einige defensive Prozesse, die sowohl einzeln als auch miteinander verknüpft auftreten können, wie zum Beispiel: regressiver Besetzungswechsel von den Hoden und anderen Teilen des inneren Genitales auf benachbarte, prägenitale erogene Zonen wie Anus und Urethra; Externalisierung der inneren Spannungen und Impulse auf den Penis mit dem daraus folgenden Bedeutungswechsel der Kastrationsangst; Gleichsetzung der inneren Genitalien mit Weiblichkeit und/oder Unreife; Ausdehnung der phobischen Vermeidung und Isolierung des inneren männlichen Genitales auf die Genitalien der Frau. Diese Abwehrmechanismen schützen vor der Gefahr der Überwältigung durch genital-viszerale Empfindungen. Wie andere Abwehrmechanismen auch sind sie zunächst Teil jeder männlichen Entwicklung; pathogenen Charakter nehmen sie nur dann an, wenn sie ihre Flexibilität und Austauschbarkeit verlieren und sich aufgrund bestimmter Umstände verfestigen und chronifizieren. Im Gegensatz zum in der Psychoanalyse verbreiteten Ansatz Melanie Kleins, die meinte, der Mann müsse »zur Erlangung der vollen Potenz« seine Weiblichkeit aufgeben, die mit Innergenitalität gleichgesetzt wird, kann man mit Kestenberg gerade das Gegenteil begründen: Beide Geschlechter müssen gleichermaßen die Innergenitalität integrieren. Denn erst die Integration der inneren Genitalität ermöglicht den phantasmatischen, spielerischen Wechsel von Externalisierung und Internalisierung im sexuellen Erleben.

Eine zentrale Rolle bei der Integration der inneren und äußeren Genitalität spielen die Fantasien. Sie bilden ein Konglomerat aus verschiedenen Vorstellungen über die unterschiedlichen erogenen Zonen im Lauf der psychosexuellen Entwicklung. So umfasst die phantasmatische Repräsentanz der Vagina – im Anschluss an Kestenberg – die verschiedensten Lust- und Befriedigungsmodalitäten der einzelnen Phasen, unter anderem etwa den verschlingenden oder auch beißenden Modus der Oralität, den festhalten- den oder ausstoßenden Modus der Analität und den eindringenden oder aufnehmenden Modus der Genitalität. Die Vagina wird auf diese Weise gewissermaßen zur »Projektionsfläche«, zum Ort der Integration der einzelnen Partialtriebe. Nachdem die Vagina keine relevante Erregung sui generis ermöglicht, stammt ihre Erregbarkeit im Wesentlichen aus dem phantasmatischen, unbewussten Zusammenspiel der oralen, analen, urethralen, klitoralen Lust- und Befriedigungsmodalitäten, das auf diesen Ort gerichtet wird. Diese Integration ist kein einmaliger Akt, sondern vollzieht sich fortwährend im Lauf der psychosexuellen Entwicklung. Entscheidend ist dabei der Modus der Nachträglichkeit. Die Repräsentanzen der einzelnen Befriedigungsmodi werden nach dem jeweils neu erreichten Entwicklungsstand umgeschrieben. Die Übergänge zwischen den einzelnen Phasen stellen eine Art Knotenpunkte dar, an denen sich diese Umschriften bündeln. Besonders wichtige Knotenpunkte sind der Ödipuskomplex und die Adoleszenz. An diesen Übergängen vollziehen sich grundlegende Um- und Neustrukturierungen, bei Letzterer etwa der Wandel von der infantilen zur erwachsenen Sexualität. Dieser geht durch die Reproduktionsfähigkeit mit einem grundlegenden Bedeutungs- und Funktionswandel der Vagina einher.

Analog zur weiblichen Entwicklung erfolgt auch in der männlichen eine Integration der Genitalien: Auch hier müssen die verschiedenen äußeren und inneren Genitalien – Penis, Hoden und Prostata – zu einer integrativen Repräsentanz verbunden werden.

Hier dient der Penis als »Projektionsfläche«, als Ort, an dem die einzelnen Lust- und Befriedigungsmodalitäten integriert werden. Diese These mag im Hinblick auf den Mann möglicherweise noch befremdlicher klingen als bezüglich der Frau, denn der Penis scheint doch in seiner Funktionsweise unbezweifelt. Im Unterschied zum Alltagsverständnis vollzieht sich aber auch hier ein analoger permanenter Bedeutungs- und Funktionswandel, der aus stetigen Umschriften hervorgeht. Das heißt, analog zur Vagina wird auch der Penis phantasmatisch mit oralen, analen, urethralen, genital-rezeptiven und genital-phallischen Lustmodalitäten ausgestattet. In

den Assoziationen, Fantasien oder Träumen mancher Patienten taucht beispielsweise das oral getönte Phantasma vom saugenden oder verschlingenden Penis auf, das anale Spiel vom Festhalten und Ausstoßen des Spermas oder die rezeptive Lust, penetriert zu werden. Das Genitale löst in dieser Sichtweise die prägenitalen Modi nicht ab, sondern dient als Ort, auf den hin sie entworfen und an dem sie gebündelt werden. Diese Bündelung ermöglicht dann auch qualitativ und quantitativ andere Lustempfindungen als die infantile Sexualität, was sich am Orgasmuserleben zeigt.

Die Verbindung der inneren und äußeren Genitalien hat nicht nur Auswirkungen auf die Körperwahrnehmung, auf die Wahrnehmung eines inneren genitalen Raums, und das Lusterleben. Die Bildung dieser psychischen Repräsentanz stellt auch eine wichtige Voraussetzung dar für männliche Generativität. Die Zeugungsfähigkeit scheint in der subjektiven Sicht vieler Männer – paradoxerweise – reduziert auf das Phallische; im Blick ist dann nicht das gemeinsame Kind, sondern die Potenz. Erst die Integration des äußeren und inneren Genitales ermöglicht ein Bewusstsein von Generativität.

Eine vielversprechende aktuelle Konzeptualisierung männlichen Körpererlebens formuliert Griffin Hansbury (2019). Er konzipiert eine sogenannte »Transgender-Schwelle« als imaginären psychischen Raum:

»Ich verstehe diese Transgender-Schwelle als einen psychischen Raum – einen kaum wahrnehmbaren Raum, einen Übergangsraum, einen Spielraum –, in dem Körperteile und gegenderte Anteile zusammenstoßen und miteinander verschmelzen. Mit ihren schlüpfrigen Rändern bildet die Transgender-Schwelle eine Grenze, die ohne strenge Bewachung durchlässig wird und sich illegalen Einwanderern öffnet, die in eine nicht einfach zu definierende Zone abgleiten« (Hansbury, 2019, S. 557f.).

In diesem Raum treffen Männliches und Weibliches, konkrete Körperteile und geschlechtlich symbolisierte, »gegenderte« Anteile zusammen. Das Ergebnis dieses Zusammentreffens nennt Hansbury das »Vaginale«, das symbolische Pendant zum Phallischen. Man könne das Vaginale bei Männern unabhängig von ihrem Geschlecht (cis oder trans) und unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung finden. Der imaginäre Raum könne sich öffnen und verschließen, erweitern und verengen und symbolisiere den »Zugang zum Inneren, zur Rezeptivität, zur Offenheit und Expressivität« (ebd., S. 558). Anhand der beeindruckenden Geschichte seines schwulen Cisgender-Patienten Kevin zeigt Hansbury, wie diese Fantasien in der analytischen Behand-

lung allmählich zugänglich wurden. Lange war Kevins Fantasie einer weiten, tiefen Körperöffnung von Schamgefühlen verborgen, obwohl er sie eigentlich ziemlich potent fand und stolz darauf war. Er lokalisierte sie in seinem Anus und nannte sie manchmal »cunt«, manchmal »Pussy«, je nachdem, ob er sie als hart und fordernd oder als weich und aufnehmend erlebte.

Hansburys Fallgeschichte macht deutlich, wie wichtig es ist, diesen Körperfantasien Raum zu geben und sie nicht zu pathologisieren, sie also beispielsweise defensiv als Ausdruck einer Verleugnung des Geschlechtsunterschieds aufzufassen. Denn häufig werden diese Körperfantasien von Patienten als konflikthaft und schambesetzt erlebt, als Auflehnung gegen die Verbote der frühen Objekte und der Gesellschaft, die ins Über-Ich internalisiert wurden. Hansbury zeigt dies am Beispiel von Kevin:

»Oft wird der Versuch ebenso wie seine Ausdrucksform geheim gehalten, manchmal abgespalten. »Es ist mir nicht erlaubt, ein Junge mit weiblichen Teilen zu sein«, sagt der Patient unbewusst. »Ich werde sie trotzdem haben, verheimliche sie aber. Ich werde eine Cunt haben und auch wie ein Mädchen sein, aber ich werde meine Cunt abspalten und an einem separaten Ort unterbringen, wo ihr nichts geschehen und von wo sie mir niemand wegnehmen kann.« Wenn der Analytiker mit einem solchen Streben nach genderter Inklusivität konfrontiert ist, besteht seine Aufgabe nicht darin, die Realitätsprüfung einzuführen, den Patienten davon zu überzeugen, seinen Wunsch aufzugeben, und die Unmöglichkeit, eine perfekte Kombination beider Geschlechter zu verkörpern, zu betrauern; vielmehr muss er ihm helfen, seine Mission der Inklusivität zu vervollständigen, damit er nicht länger auf Spaltungen angewiesen ist, denn abgespaltene Teile haben die Tendenz, Psyche und Soma zu belasten. Sie zerren an ihren Ketten und suchen sich verstörende Äußerungsmöglichkeiten« (Hansbury, 2019, S. 562).

Ich würde es nun nicht so formulieren, dass es unsere Aufgabe als Therapeut_innen wäre, dem Patienten dabei zu helfen, seine Mission der Inklusivität zu erfüllen. Aber es erscheint mir äußerst sinnvoll, ihn bei der Integration seiner weiblichen und männlichen Anteile zu unterstützen und die Spaltung und Verwerfung der geschlechtlichen Anteile zu mildern, die beim Erwerb einer eindeutigen Geschlechtsidentität entstehen.

Solche Ideen sind nicht neu: Zum einen greifen sie Freuds Konzept der Bisexualität in konstruktiver, weiterführender Weise auf – was Hansbury allerdings nicht explizit tut. Zum anderen knüpfen sie an frühere psycho-

analytische Ansätze an, wie beispielsweise an den Judith Kestenbergs. Sie beschreibt ein äußeres und ein inneres Genital bei beiden Geschlechtern und konzipiert ihre Verbindung als zentrale Aufgabe der Adoleszenz (Kestenberg, 1993, 1994). Diese gelingt allerdings insbesondere bei jungen Männern häufig nicht, da die gesellschaftlich wie individuell verbreitete Homophobie die Angst vor einem rezeptiven Innenraum in ein schwer erträgliches Ausmaß steigert. Viele männliche, heterosexuelle Patienten haben Angst, als schwul zu gelten, wenn sie sich beispielsweise anale Penetration wünschen.

Dabei ist das sogenannte »passiv-genitale« Triebziel integraler Bestandteil des Ödipuskomplexes, also Teil jeder männlichen Entwicklung. »Passiv« ist allerdings ein irreführender Begriff – wie auch schon bei der weiblichen Sexualität –, es geht um rezeptive Befriedigung neben der phallischen. Doch wird das rezeptive Triebziel unter dem Druck der Heteronormativität als »weiblich« interpretiert – fehlinterpretiert – und muss verworfen werden. Freilich ist es damit nicht verschwunden, sondern wirkt im Unbewussten weiter, bei den meisten heterosexuellen Männern bedarf es also einer dauernden Abwehrleistung.

Ausblick

Die Integration der inneren und äußeren Genitalien zu einer umfassenden Genitalität erscheint als zentrale psychische Aufgabe der männlichen wie weiblichen Entwicklung. Genitalität verstehe ich hier in einem umfassenden Sinne zum einen als Integration des Körpererlebens und der als »weiblich« bzw. »männlich« konnotierten Körperteile und -fantasien und zum anderen in ihrem Zusammenhang mit den Objektbeziehungen. So eröffnet erst die Genitalität die Fähigkeit, sich zum Anderen in Beziehung zu setzen, das heißt, den Anderen als Anderen zu ertragen und nicht die Andersheit oder Fremdheit zum Verschwinden zu bringen. So könnte man die Abwehr des rezeptiven Begehrens vielleicht als eine der Wurzeln von Fremdenfeindlichkeit, Sexismus und Antisemitismus verstehen.

Während vielfach beklagt wird, dass sich das Sexuelle aus dem psychoanalytischen Diskurs verflüchtigt habe, möchte ich dagegenhalten, dass dieser Befund näherer Betrachtung nicht standhält. An der Präsenz des Sexuellen kann kein Zweifel bestehen, problematisch ist nur, dass es nicht (mehr) als solches thematisiert wird. Dies hat gravierende Folgen für die psychoanalytische Theoriebildung ebenso wie für die therapeutische Praxis. Denn die

Dethematisierung bedeutet ja nicht, dass das Sexuelle aus der analytischen Situation verschwunden wäre, es wird nur weniger konzeptionell fassbar und damit weniger bearbeitbar.

Wie keine andere Therapieform ermöglicht es die Analyse oder die analytisch orientierte Therapie, das unmittelbare Geschehen zwischen Therapeut_in und Patient_in in den Blick zu nehmen. In Übertragung und Gegenübertragung inszenieren sich die grundlegenden Konflikt- und Abwehrstrukturen auf unmittelbar leibliche Art und Weise. Wenngleich die Analyse als »Redekur« erfolgt, sprechen doch nicht nur zwei Stimmen miteinander, sondern beide Beteiligte erfahren sich auf einer sinnlich-körperlichen Ebene. Jean Laplanche spricht davon, dass der Analytiker oder die Analytikerin die Übertragung provoziert, Michel de M'Uzan von der analytischen Situation als »erogener Zone«.

Hier wiederholt sich strukturell die grundlegende Verführungssituation, die das Begehren des Analysanden weckt. Wie ein Seismograf dazu dient, Bewegungen in Tiefenschichten sichtbar zu machen, zeigen sich in der Übertragung der Umgang mit dem sexuellen Begehren und die damit verbundenen Konflikte. Die Liebesregungen machen oft Angst und werden abgewehrt. Wiederholt sich diese Abwehr nun auch in der Psychotherapie, indem der Therapeut oder die Therapeutin angstvoll davor zurückweicht oder sie stillschweigend übergeht, wird der Patient_in damit unvermeidlich signalisiert, dass ihre Liebeswünsche problematisch sind. Doch werden oft nicht nur die Liebeswünsche des Patienten oder der Patientin abgewehrt, sondern auch das eigene Sexuelle, die eigenen sexuellen Wünsche und Ängste, die in der Begegnung mit den Patient_innen entstehen. Das Bewusstwerden der eigenen sexuellen Verantwortlichkeit (Ansprechbarkeit) und Verführbarkeit mag vielleicht zunächst Scham- und Schuldgefühle aufseiten des Therapeuten auslösen sowie die Befürchtung, die Abstinenz nicht genügend gewahrt zu haben. Diesen Bedenken möchte ich damit begegnen, dass vielmehr gerade umgekehrt eine solch umfassende Selbstwahrnehmung und Verantwortlichkeit ein zentrales Kriterium psychotherapeutischer Kompetenz darstellt, das Grenzen wahrt und vor Abstinenzverletzungen schützt.

Seit jeher zielt die Analyse darauf, »verdrängte Liebe zu befreien« (Freud), und das heißt Lust- und Befriedigungsmodalitäten verfügbar zu machen, die bislang zu viel Angst machten und abgewehrt wurden. Das geschieht in einem erotischen Übergangsraum, indem die Möglichkeiten des Begehrens sorgsam ausgelotet und gehalten werden. Zentral ist dabei die Möglichkeit des Begehrens, keineswegs jedoch seine Realisierung, die diesen

konstitutiven Raum zerstören würde und nur jenseits dieser Beziehung gelebt werden kann.

Die Analyse der Sexualität ist von großer Bedeutung für den therapeutischen Erfolg, da sie latente psychische und psychosoziale Konfliktstrukturen – vergleichbar mit einem Seismografen – anzeigt und sichtbar macht. Im Bereich des Sexuellen sind sie unterschiedlichster Art: Sie beziehen sich auf die Geschlechterspannung ebenso wie auf die polare Organisation der Lust- und Befriedigungsmodalitäten, die Freud als »Partialtriebe« bezeichnete.

Traditionelle Geschlechterkonzepte und geschlechtsspezifische Erwartungen schränken das sexuelle Erleben und die Befriedigungsmöglichkeiten ein. Die psychoanalytische Theorie bietet eine Möglichkeit, die dichotome Abgrenzung des Weiblichen und Männlichen zu bearbeiten und die Identitätskonstruktionen flexibler werden zu lassen, indem männliche und weibliche Anteile nebeneinander angesiedelt und integriert werden. Die dichotomen Geschlechterkonzepte müssen in der therapeutischen Praxis überwunden werden, um die Vielfalt der Lust- und Befriedigungsmöglichkeiten zu eröffnen.

Literatur

- Becker, S. (2013). Sex mit Kindern – Diskurse und Realitäten. *texte – psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik*, 33(2), 76–91.
- Becker, S., Hauch, M. & Leiblein, H. (Hrsg.). (2009). *Sex, Lügen und Internet. Sexualwissenschaftliche und psychotherapeutische Perspektiven*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Dannecker, M. & Reiche, R. (1974). *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Dornes, M. (1993). *Der kompetente Säugling: die präverbale Entwicklung des Menschen*. Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuchverlag.
- Erikson, E.H. (1964). *Insight and Responsibility. Lectures on the ethical implications of psychoanalytic insight*. London: Faber & Faber.
- Freud, S. (1905). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Leipzig: Deuticke.
- Hansbury, G. (2019). Das männliche Vaginale. Die Arbeit mit der Körperlichkeit queerer Männer an der Transgender-Schwelle. *Psyche*, 73(8), 557–584. <https://doi.org/10.21706/ps-73-8-557> (14.02.2020).
- Herzog, D. (2011). *Sexuality in Europe. A Twentieth-Century History*. Cambridge: University Printing House.
- Herzog, D. (2017). *Cold War Freud. Psychoanalysis in an Age of Catastrophes*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Horney, K. (1926). Flucht aus der Weiblichkeit. Der Männlichkeitskomplex der Frau im Spiegel männlicher und weiblicher Betrachtung. *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, 12(3), 360–374.

- Kestenberg, J.S. (1993). Innen und außen – männlich und weiblich (Teil I). *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 31, S. 151–188.
- Kestenberg, J.S. (1994). Innen und außen – männlich und weiblich (Teil II). *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 32, 40–73.
- Laplanche, J. (1987). *Nouveaux fondements pour la psychanalyse: La séduction originaire*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Laplanche, J. (1988). *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Tübingen: Edition Diskord.
- Laplanche, J. (2011). *Neue Grundlagen für die Psychoanalyse. Die Urverführung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Oerter, R. & Montada, L. (Hrsg.). (1982). *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Oerter, R. & Montada, L. (Hrsg.). (1995). *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch*. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- Parin, P. (1986) Die Verflüchtigung des Sexuellen. In P. Parin, *Subjekt im Widerspruch. Aufsätze 1978–1985* (S. 81–89). Frankfurt a.M.: Athenäum.
- Reiche, R. (1990). *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung*. Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuchverlag.
- Reiche, R. (2004). *Triebchicksal der Gesellschaft. Über den Strukturwandel der Psyche*. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Sherfey, M.J. (1974). *Die Potenz der Frau: Wesen und Evolution der weiblichen Sexualität*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sigusch, V. (2005). *Neosexualitäten: Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Sigusch, V. (Hrsg.). (2007). *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart: Thieme.
- Sigusch, V. (2008). *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Sigusch, V. (2013). *Sexualitäten – eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Stern, D.N. (1985). *The interpersonal world of the infant: a view from psychoanalysis and developmental psychology*. New York City: Basic Books.
- Stern, D.N. (2005). *Der Gegenwartsmoment: Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Waldenfels, B. (1997). *Studien zur Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Biografische Notiz

Ilka Quindeau, Prof. Dr. phil. habil, Diplom-Psychologin und Diplom-Soziologin, ist Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin (DPV/IPA) sowie Professorin für Klinische Psychologie. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechter-, Biografie- und Traumaforschung. Im Psychosozial-Verlag ist zuletzt der Band *Sexualität* (2014) von ihr erschienen. Zu ihren weiteren Veröffentlichungen zählen *Der Wunsch nach Nähe – Liebe und Begehren in der Psychotherapie* (zusammen mit Wolfgang Schmidbauer; 2017); *Männlichkeiten – Wie männliche und weibliche Psychoanalytiker Jungen und Männer behandeln* (zusammen mit Frank Dammasch; 2014); *Verführung und Begehren – Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud* (2008).

